

Christian Kiening, Ulrich Johannes Beil: Urszenen des Medialen. Von Moses zu Caligari

Göttingen: Wallstein 2012, 366 S., ISBN 978-3-8353-1127-5, € 29,90

1990 legte Norbert Bolz seine Betrachtungen „einige[r] Urszenen der neueren Mediengeschichte“ vor, die zu einer *Theorie der neuen Medien* führen sollten. Gute zehn Jahre später empfahl Lorenz Engell das Konzept einer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedenkenden Medienphilosophie,

die in Unterschied zu den ‚Fremdbeschreibungen‘ von *Medientheorie* und „*Philosophenphilosophie*“ ein nicht diskursiver, sondern genuin figurativer Reflexionstypus wäre und eben nicht erst in wissenschaftlichen Publikationen, sondern in den medialen Artefakten selber anzutreffen sei. Und wiederum

ein knappes weiteres Jahrzehnt darauf – im Anschluss an dieses und das ebenfalls von Engell mitgeprägte Konzept ‚medialer Historiographien‘ – gab es ein Interesse an sogenannten „medialen Mythologien“ und der paradoxielastigen Beschreibung der ‚medialen Urszenen‘ ihrer selbstangefertigten Ätiologien in jenem psychoanalytisch grundiertem Sinne, dass für die Selbstbeobachtung ihrer ‚latenten Strukturen‘ oder ‚blinden Flecke‘ die Unterscheidung von ‚wahr‘ und ‚falsch‘ oder von ‚Realität‘ und ‚Phantasma‘ keinerlei Unterschied macht.

In diesem Kontext, z.T. sogar in direktem Kontakt, wenngleich auch nicht in Vorstellung einer kontinuierlichen Linie, ließe sich Christian Kienings und Ulrich Johannes Beils nun vorliegende Arbeit *Urszenen des Medialen* betrachten. In Zielrichtung einer „Imaginationsgeschichte der Medien“, wie sie gewissermaßen als Sondertypus einer *Diskursgeschichte* im Unterschied, als Komplement oder auch Korrektiv zu einer wie immer reduktionistischen *Technikgeschichte* in Anschlag gebracht wird, analysieren die Autoren vom alttestamentlichen Buch *Exodus* über die *Odysee* Homers, die *Metamorphosen* Ovids, Cervantes' *Don Quijote*, Platons *Politeia*, Nicolas von Cues' *De visione die*, Lessings *Laokoon* u.a. bis hin zu Robert Wienes *Das Cabinet des Dr. Caligari* (1920) die dort vorliegenden „Inszenierungen medialer Gegebenheiten“ als „konkrete Szenen, textuell-visuelle Ursprungsereignisse, in denen mediale Bedingungen einer bestimmten Gesellschaft vielleicht zum ersten Mal

in dieser Deutlichkeit ans Licht treten“ (S.11f.). Die (religiösen, philosophischen, kritisch-wissenschaftlichen, fiktionalen) Texte – mitsamt letzterem Film – werden so gleichermaßen als „Medialitäten zweiten und dritten Grades“ in den Blick genommen, d.h. als „Konstellationen, in denen Mediales in Medien und gerade dadurch als solches erscheint“, insofern hier „mediale Phänomene imaginiert werden, für deren Gemeinsamkeit es noch keine Begriffe und Diskurse gab – wohl aber narrative und figurative Darstellungsmöglichkeiten“ (S.14f.): es handelt sich mithin um nicht-theoretische, aber gleichwohl theorieäquivalente „Reflexionsformen, welche die medialen Bedingungen, unter denen sie entstanden sind, zugleich bewahren und spiegeln, verfremden und inszenieren“ (S. 16). Ziel dieser Zusammenstellung und Perspektivierung ist es so zum einen, „kanonische Texte und hochkomplexe Passagen der abendländischen Tradition [...] neu lesbar“ und damit „an (vielleicht allzu) vertrauten Texten neue Facetten sichtbar zu machen“, die sich zum anderen dann schlaglichtartig wiederum zu „Facetten einer noch ungeschriebenen Geschichte medialer Imaginationen“ gruppieren ließen (S.16f.). Deren Entwurf, wie Kienings und Beils Arbeit ihn dann darstellt, wird von den Autoren auch gar nicht als lineare (prä-)finalisierte Entwicklungsgeschichte präsentiert, wohl aber im Verlauf des Bandes über zunächst nur gelegentlich auffallende, dann aber immer häufiger auftretende Vor- und Rückgriffe mit einer gleichwohl kohärenzstiftenden

rekursiven Vernetzung ihrer Kapitel untereinander ausgestattet.

Die methodischen Probleme eines solchen Ansatzes (der, wie Claude Levi-Strauss und Roland Barthes gezeigt haben, leicht zu einer Art „Mythologie zweiten Grades“, einem „Mythos des Mythos“ führen kann) liegen natürlich auf der Hand – wo beginnen? wo aufhören? was ein- und was ausschließen? welche Referenzen setzen? und wie dies für jeden Fall begründen? –, werden aber sämtlich, wo nicht gelöst, so doch zumindest reflektiert, wie es den Autoren auch gelingt, Umfang und Zielrichtung ihres Unternehmens zu plausibilisieren: Bezeichnen die ersten der aufgenommenen Texte einige *der* zentralen Gründungsdokumente abendländischer Kultur *überhaupt*, so markiert das Ende dieser Geschichte *von Moses zu Caligari* (wie der Untertitel des Bandes auf Siegfried Kracauer anspielt) mit Wienes Film natürlich nicht etwa einen Zeitpunkt, ab welchem es weitere „mediale Urszenen“ historisch nicht mehr gäbe. Ganz im

Gegenteil nähme ihre Emergenz und Transition eine derartige Beschleunigung an (vgl. S.15), dass der Imaginationshistoriker sich angesichts der Anzahl von möglichen Quellen wohl mit derselben Überfülle konfrontiert sähe, wie sie bei den behandelten Fällen in Hinblick auf die schon vorliegende Forschungsliteratur besteht.

Genau dieser Herausforderung, nimmt man Kienings und Beils ebenso hochinteressanten wie wichtigen Vorschlag an, gilt es sich im Weiteren zu stellen – einerseits auf theoretischer Ebene mit einer weiteren Ausarbeitung des Konzepts einer Imaginationsgeschichte des Medialen, wie sie ihrerseits historisch je spezifisch medial bedingt ist; andererseits auf methodischer Ebene mit einem über die ansonsten sehr zu lobende philologische Gründlichkeit Kienings und Beils hinausgehenden Analysemodell, wenn die Darstellungen der „Urszenen“ eben nicht mehr nur in Textform vorliegen.

Axel Roderich Werner (Bochum)